

Grenz
WILD GOTH & BAD BOY ALPHA
gangeR

Impressum

»Grenzgänger« - Band 1

Wild Goth & Bad Boy Alpha

Genre: Gay Contemporary - Coming of Age

ISBN: 9781795719421

© Akira Arenth

Autorenhomepage: www.akira-arenth.com

Email: akira.arenth@gmail.com

Deutschland-Vertrieb für Akira Arenth:

S. Walther, Giebelweg 9, 15366 Hoppegarten

Alle Rechte vorbehalten! Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Autors!

Coverartwork, Layout und Umschlaggestaltung:

Kira Yakuza (www.the-art-of-kira.de)

Lektorat: Steffi Thorstadt

Betaleser: Kathrin S., John T., Lara H., Hannes K.

Dieser Roman beruht auf wahren Begebenheiten! Die Namen der Orte und Protagonisten, sowie einige Details, sind jedoch frei erfunden!

Grenz
WILD GOTH & BAD BOY ALPHA
gangeR

AKIRA ARENTH

INHALT

| | |
|------------------------------------|-----|
| Kapitel 1 | xxx |
| Begegnung mit dem Schicksal | |
| Kapitel 2 | xxx |
| Prägung | |
| Kapitel 3 | xxx |
| Hoffnungsschimmer | |
| Kapitel 4 | xxx |
| Abschluss | |
| Kapitel 5 | xxx |
| Freund und Feind | |
| Kapitel 6 | xxx |
| Hass | |
| Kapitel 7 | xxx |
| Ein neues Gefängnis | |
| Kapitel 8 | xxx |
| Wandel | |
| Kapitel 9 | xxx |
| Wer die Wahl hat ... | |
| Kapitel 10 | xxx |
| Namenlos | |
| | |
| Infos & Free Books | xxx |

KAPITEL 1

BEGEGNUNG MIT DEM SCHICKSAL

Dunkelheit.

Ich fühlte den Boden unter mir und bemerkte, dass ich auf einer klammen, weichen Oberfläche lag. Sonne berührte meinen Körper, doch meine Augenlider waren bleischwer.

›Ist das ein Traum?‹

Leises Vogelzwitschern drängte sich an meine Ohren, brummende Käfer und zirpende Grillen stimmten ein.

›Bin ich im Freien?‹

Endlich schaffte ich es, den Blick zu heben, obwohl es sich anfühlte, als würden Zementsäcke an meinen Wimpern hängen.

›Bäume ... nichts als Bäume. Wo bin ich und wie kam ich hierher?‹

Graugrünes Licht flimmerte durch den noch leicht nebelverhangenen Wald und ließ die feuchten Schwaden langsam herabsinken. Glitzernder Tau sammelte sich auf den Gräsern, dem Moos und an den pilzbewachsenen Stämmen der Sumpfkiefern, die in ihrer imposanten Größe gen Himmel ragten.

Ich roch den schweren, unbeschreiblich beruhigenden Duft der nassen Wiesen, den ich tief in meine Lungen sog, während ich leichtfüßig aufstand und an mir herabsah.

›Sind das meine Beine? So dünn?‹

Ich realisierte nur langsam, dass ich ein Hirsch war, doch als ich es begriff, war es nichts Ungewöhnliches, sondern eher, als wäre ich nie ein Mensch gewesen.

Meine Ohren drehten sich in verschiedene Richtungen, was ich an den Bewegungen der Muskeln meines Kopfes spürte. Plötzlich hörte ich ein leises Knacken. Etwas unruhig sah ich mich um. Die Lichtung vor mir gabelte sich in zwei Wege.

›Soll ich nach links gehen oder nach rechts?‹

Beide Pfade sahen fast gleich aus und eigentlich wusste ich auch gar nicht, was mein Ziel war, wo ich hinwollte.

Da knackte es erneut und auf einmal sah ich in der Ferne des linken Weges einen jungen Mann, der wie zu einer Statue erstarrt stehen blieb, nachdem er mich erblickte. Lederplatten und Metallteile schützten seinen trainierten Körper.

Mein Herzschlag beschleunigte sich.

›Das ist ein Krieger! Dieser Mann ist gefährlich!‹

Sowohl Kleidung als auch die Frisur waren altnordisch. Blonde, geflochtene Haare, die von Bändern zusammengehalten wurden, umrahmten sein Gesicht. Die nach Tod riechenden Felle auf seinen Schultern riefen alles in mir zur Flucht auf.

›Renn weg! Nimm den rechten Weg entlang ins Unterholz, dort kriegt er dich nie!‹

Ich wollte es tun, schrie mir selbst zu, mich in Sicherheit zu bringen, stattdessen blieb ich wie angewurzelt stehen und sah ihn nur an.

Im nächsten Moment hob er die Hände, in denen er einen großen Bogen mit einem Pfeil hielt, doch gerade, als ich mich endlich in Bewegung setzen wollte, steckte er beides zurück in die Halterung auf seinen Rücken.

›Er will mir gar nichts tun?‹

Der Jäger kam auf mich zu. Sein Gang war vorsichtig, leicht gebückt und seine massive Gestalt glich der eines Tigers. Ein tödliches Spiel aus angespannten Muskeln, die im richtigen Augenblick zu blitzschnellen Bewegungen fähig waren. Doch da glimmte etwas in seinen stechend blauen Augen, das mich hypnotisierte.

Ich stakste unsicher auf der Stelle, ließ ihn herankommen und ging ihm schließlich, getrieben von meiner Neugier, sogar ein Stück entgegen. Ich war fasziniert von seinem anziehenden, symmetrischen Gesicht, welches mich beeindruckt, ja beinahe zärtlich ansah.

»Shhh. Ganz ruhig«, wisperte er und der tiefe Klang seiner Stimme war sanft und freundlich. »So ist gut!«

Er streckte die Hände aus und nach kurzem Zögern schloss ich die Augen und legte meinen Kopf hinein, um die Wärme seiner Haut zu spüren.

Dieser Moment war wunderschön.

Seine Arme umschlangen mich und ich sog herben, süßlichen Duft ein, der meinen Geist umhüllte.

Ein unglaubliches Gefühl von Geborgenheit und Liebe erfüllte mich, bis er mit einer fließenden Bewegung an

seinen Gürtel griff und mit einem kurzen Ruck seinen Dolch in meine Halsschlagader stieß.

Meine Augen öffneten sich, doch ich war zu keiner Regung mehr fähig. Er lächelte mich an, sodass sich zwei kleine Grübchen in seinen Wangen bildeten, und als ich in seinen Armen zusammenbrach, lief mir mein warmes Blut an den Beinen herunter.

»So ist gut ... shhhhh ...«

Das Schrillen meines unmelodischen Weckers biss sich durch meinen Traum wie ein Haifisch durch einen wässrigen Wal-Kadaver, der als Hirnersatz im endlosen Meer meiner Gedanken trieb.

»Halt doch den Rand!«, motzte ich, ohne die Augen zu öffnen, und zog dem dämlichen Klappergestell rücklings eins über die Rübe.

Schmatzend rollte ich mich auf die Seite, döste noch einige Minuten vor mich hin und resümierte.

»Was für ein riesiger Haufen Blödsinn! Warum reimt sich mein Schädel immer so einen Stuss zusammen? Kann ich denn nicht einfach mal was Normales träumen?« Ich drehte mich um und zog mir die Decke über den Kopf. *»Ich muss mich nochmal mit dem Thema Klarträumen beschäftigen! Ich will meine nächtlichen Ausflüge selber lenken und bestimmen können! Mann! Wäre ich wirklich ein flinker Hirsch, hätte ich mit dem Jäger ganz sicher nicht herumgekuschelt, sondern ihm saftig meine Hufe in seine Wikingerglocken geklopft*

und wär im Anschluss fröhlich hüpfend davonscharwenzelt!«

Dieser bildliche Gedanke drückte mir ein Grinsen ins Gesicht, welches nur von der schleichenden Erkenntnis geschmälert wurde, dass heute der erste Schultag nach den langen Sommerferien war. In der nächsten Sekunde erschütterte schon das Klopfen des allmorgendlichen Weckdienstes meine Tür, der mich enthusiastisch fragte, ob ich wach bin.

»Verzieh dich!«, ertönte meine weniger muntere Antwort, aber ich war einfach schon immer ein Morgenmuffel und hasste es wie die Pest, wenn ich zum Reden gezwungen wurde, bevor ich überhaupt die Augen aufbekommen hatte. Zum Glück hatte ich derzeit weder Weckdienst noch Putzdienst, die jeder von uns zweimal jährlich für eine ganze Woche aufgebremmt bekam.

Ich blinzelte gegen hereinfließendes Licht, das sich unbarmherzig zwischen die Spalten meiner Jalousien drängte und sogar durch die dunkelroten Brokatvorhänge kam, welche meiner zusätzlichen Abschirmung dienten. Murrend rutschte ich hin und her, um der Helligkeit zu entkommen, unwillig aufzustehen, egal was mein Verantwortungsbewusstsein verlangte. Davon abgesehen schickten einem die Lehrerinnen sofort einen der anderen Schüler ins Zimmer, um nach dem Rechten zu sehen, wenn wir nicht zum Unterricht erschienen, ohne krankgemeldet zu sein, und darauf hatte ich mal überhaupt keinen Bock!

Langsam bemerkte ich, dass ich vollkommen durchnässt war, was sicherlich nicht an der stabilen Erotik in meinem Traum lag. Obwohl ... Sobald ich mich mehr bewegte, spürte ich, trotz meines nächtlichen Schein-Ablebens, eine recht eindeutige Verhärtung meiner südlichen Mitte. Der Grund für meine Glitschigkeit war ein anderer. Schluauerweise bestand mein Bettbezug nämlich aus schwarzem Satin, der mich nachts immer so dermaßen schwitzen ließ, dass ich sogar regelmäßig von der Matratze flutschte. Aber egal! Als Teenager war mein Motto: *Hauptsache es sieht gut aus! Funktionalität und Bequemlichkeit werden überbewertet!* Das galt im Übrigen auch für Kleidung, Schuhe und alle sonstigen materiellen Dinge, die mich umgaben.

Der erste Augenaufschlag an einem Montagmorgen war *jedes Mal* grausam! Doch nach wochenlanger Rumgammelei empfand ich es als besonders hart, mich so früh aus dem Bett zu quälen. Der normale Alltag an unserem Jungeninternat folgte einem streng geregelten Plan: Sechs Uhr Aufstehen, sieben Uhr Frühstück im Essensaal, acht Uhr Unterrichtsbeginn, Unterricht bis zwölf Uhr, dann Mittagessen und bis vierzehn Uhr Mittagsruhe, das hieß Aufenthalt in den Zimmern, ohne Musik oder Sonstigem. Danach folgte ein zweiter Unterrichtsblock bis sechzehn, manchmal siebzehn Uhr. Am frühen Abend fanden einige Kurse statt, vorrangig Sportkurse, die sich bis zum Abendessen um zwanzig Uhr hinzogen. Erst dann hatten wir Freizeit. Diese endete jedoch um zweiundzwanzig Uhr

für die bis Fünfzehnjährigen und um vierundzwanzig Uhr für alle Älteren.

An den Wochenenden oder in den Ferien gab es zum Glück keine zeitlichen Einschränkungen und Vorgaben mehr, doch die meisten Zöglinge fuhren sowieso nach Hause, weshalb das gesamte Gelände deutlich ruhiger, mitunter sogar wie ausgestorben erschien. Wie man sich denken kann, waren mir diese Tage natürlich am liebsten. Jede Sekunde der Freiheit versuchte ich auszukosten und war in der Regel bis zwei oder drei Uhr nachts wach, was mir tiefe Augenringe bescherte.

Ferienende, Montag ... Zu allem Überflus bildeten sich heute die neuen Klassen, da viele Quereinsteiger, die das letzte Jahr ihrer Primary Shool erreicht hatten, zu uns überwechselten. Unsere katholische Elite-Einrichtung hieß St.Freienstädt, war ein ehemaliges Kloster und nun eine Kombination aus Primary, Junior und Senior High Shool, mit Ganztagsbetreuung. Gleichzusetzen einem deutschen Internat, das ebenfalls Schüler vom sechsten bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr beherbergte, insofern ihre Noten grandios oder ihre Eltern stinkend reich waren.¹

Mein Wecker plagte mich ein zweites Mal mit seiner nervtötenden Existenz und ich schlug unsanft auf sein Dach, was mir deutlich mehr wehtat als ihm. Ohne ihn würde ich regelmäßig verschlafen, denn so früh mor-

¹ Die Schulkosten beliefen sich damals auf ca. 42.000\$ pro Jahr und die Aufnahmekriterien waren sehr streng. Manche Schüler mit schlechteren Noten konnten aber mit einem gewissen Spendengeld der Eltern trotzdem aufgenommen werden.

gens brauchte es keine zehn Sekunden des *kurz nochmal die Augen Schließens*, da war ich schon wieder weggepennt. Grummelnd rieb ich mein Handgelenk und schälte mich schließlich aus dem weichen Bett, derweil ich mir übers Gesicht rubbelte.

Mein verpennter Blick klärte sich ein wenig. Zwischen schwarzen Kerzen in leeren Flaschenhälsen, schwarzen Samtstoffen, Drachenfiguren und tonnenweise Bildern von Bands wie Lacrimosa, Depeche Mode, Umbra et Imago, Type O Negative, Marilyn Manson und Paradise Lost erkannte ich das Poster eines völlig verzottelten Mädchens an der Wand mir gegenüber. In ihrem ausgeleierten, schwarzen Tanktop und den mit Sicherheitsnadeln zusammengehaltenen Shorts, sah sie aus, wie eine Mischung aus einem tollwütigen Waschbären und einer kurvenlosen, schwer drogensüchtigen Tochter von Alice Cooper. Nur mit noch mehr verschmiertem Kajal und gesünderem, mediterranem Teint.

Leider war es aber kein *Poster*, sondern mein *Spiegelbild* ... und ich bin ein Junge.

Ich wusste, dass ich meine Eyeliner- und Haarsprayexperimente nicht mehr nach null Uhr machen sollte, tat es aber immer wieder und pennte dann irgendwann weg.

Noch während ich zombiartig wankend aufstand, schluckte ich trocken und befühlte meinen Hals, der furchtbar kratzte. Mein Zimmer im Dachgeschoss war bereits um diese Tageszeit so stickig, dass mir sogar im Stehen der Schweiß lief. Das hatte sicherlich auch

bedingt mit der vorrangig schwarzen Einrichtung zu tun, aber in erster Linie lag es daran, dass sich über mir nur noch geteerte Dachpappe mit minimaler Isolierung befand.

Im Internat gab es drei Wohnhäuser. Eines direkt am Kloster und zwei hässliche, freistehende Flachbaublöcke, die nachträglich erbaut wurden. Die Schwestern hatten ihre Räumlichkeiten im Gebäude der *Frischlinge*, den Sechs- bis Vierzehnjährigen, die oft noch besondere emotionale Betreuung brauchten. Außerdem waren die Kleinen von der Anzahl her die wenigsten und das Haus mit Abstand das Schönste. Ich lebte, seit meiner Ankunft vor zwölf Jahren, im Juniorhaus, bei den Fünfzehn- bis Achtzehnjährigen, da damals, als ich *außerhalb der Regel* ankam, nichts anderes mehr frei war. Mein Kabuff war ursprünglich der Aufenthaltsraum und die Abstellkammer des Reinigungspersonals, weshalb ich zum nächsten Schuljahresbeginn in eines der Achtbettzimmer ins Frischlingshaus umziehen sollte. Doch die Angestellten zogen mit ihrem Kram kurzerhand in das äußerst gemütliche Gartenhaus im Campuspark, zusammen mit dem Hausmeister, welcher dieses über den Winter für sie erweiterte. Ich geriet in Vergessenheit und bettelte auch nicht darum, aus meinem kleinen behaglichen Räumchen auszuziehen, also blieb ich darin. Außerdem wurde das Juniorhaus am seltensten kontrolliert, denn die Schwestern und Aufseherinnen hatten alle Hände voll zu tun, das Seniorhaus im Auge zu behalten und die Achtzehn- bis Einundzwanzigjährigen zu reglementieren, die dort wohnten. Immer

wieder schmuggelten die Absolventen Alkohol und Drogen in ihre Zimmer, manchmal sogar Mädchen, aber das war eher selten, weil kaum einer ungesehen an den Pfortnern vorbeikam, die es in jedem Haus gab.

Die stickige Luft wurde für meinen trockenen Hals langsam unerträglich und ich sah mich gezwungen, eines der Fenster zu öffnen, um Frischluft hereinzulassen. ›*Hoffentlich werde ich nicht schon wieder krank!*‹, kam mir sofort in den Sinn, obwohl ich an meinen selbsterfüllenden Prophezeiungen eigentlich arbeiten wollte. Leider war mein Immunsystem aber noch nie das Beste gewesen. Ich war ein ständig kränkelndes Kleinkind und danach ein dauerverschnupfter Teenager. Könnte daran gelegen haben, dass ich so selten nach draußen ging, aber zu meinem Leidwesen blieb mir keine andere Wahl. Ich liebe die Natur und hätte nichts schöner gefunden, als die sonnigen, freien Nachmittage auf einer der angrenzenden Wiesen vor dem See zu verbringen. Leider waren diese aber überfüllt von menschlichen Individuen, mit denen ich nicht besonders gut klarkam.

Zum Glück hatte ich über die Jahre wenigstens das größte und einzig vorhandene Eckzimmer des angebauten Wohnhauses ergattert und besaß damit nicht nur eine Fensterseite zum Schulhof, sondern auch eine zum anliegenden Park, deren Ausblick ich sehr schätzte. Zwar heizten sich meine fünfzehn Quadratmeter deshalb noch schneller auf, aber die grüne Aussicht war mir das Schwitzen wert.

Der Hof vor dem Gebäude füllte sich schon mit Geräuschen, denn die wenigsten Insassen unserer ach so noblen Elite-Einrichtung verbrachten ihren Sommer hier. Gut ein Drittel wurde bereits am Vorabend hergebracht beziehungsweise kam selbstständig mit Zügen und Bussen. Den Rest meiner versnobten Mitschüler kutschierten Mutti oder Papi persönlich, garniert mit einem Küsschen und einer ganzen Tasche voll Süßkram.

Mit den Fingern fuhr ich grob durch meine verfilzten, langen Strähnen und versuchte sie zu entwirren. Wie so oft trieben mich meine Haare in den Wahnsinn, vor allem wenn ich überhaupt keine Zeit hatte! Am liebsten hätte ich mir einen Zopf geflochten, mir dann eine Schere geschnappt und diesen abgeschnitten. Doch griff ich, nach hunderten, verfluchter Knoten und stundenlangem Herumgeziepe mit der Haarbürste wutentbrannt nach etwas Scharfem, um dem Elend meiner struppigen, braunschwarzen Pferdemähne ein Ende zu bereiten, stoppte meine Bewegung immer wie von Geisterhand. Jedes Mal, wenn ich fest dazu entschlossen war, die Gräueltat durchzuführen, schmiss mir meine überaus bildliche Vorstellungskraft in einem Affenzahn die tyrannischsten Bilder ins Hirn, wie gnadenlos bescheuert ich danach aussehen könnte und das hielt mich schlussendlich immer davon ab. Ja, ich war mir ziemlich sicher, dass mir eine Kurzhaarfrisur nicht stand, egal von welchem noch so renommierten Modefuzzy ich sie mir hätte schneiden lassen. Sobald sie kürzer als fünfzehn Zentimeter waren, standen sie von meinem Kopf ab wie Blätter von einer Palme und

ich sah aus, als wenn ich in eine Steckdose gefasst hätte. Also – besser lang, da konnte ich sie mir notfalls immer noch irgendwie zusammenwurschteln.

Meine halb deutschen und halb indigenen Wurzeln bescherten mir einen seltsamen optischen Mix, der mir den Alltag als heranwachsender Junge nicht unbedingt leichter machte. Auf den ersten Blick sah ich keinesfalls europäisch aus: Meine Hautfarbe war immer mehr Bronze als Weiß, tendierte bei viel Sonnenlicht sogar schon in Richtung Sienna, doch ich habe die hellgrünen Augen meiner Mutter geerbt. Zumindest wurde mir das so erzählt, denn ich konnte mich nicht an sie erinnern. Mitschüler bezeichneten sie als Kraut¹-Whore (deutsche Hure) und mich als Rothaut-Bastard, doch ich wusste damals fast überhaupt nichts über meine Eltern und noch weniger über meinen Stammbaum. Mein androgynes, fast schon feminines Äußeres stand im Gegensatz zu meinem rebellischen Charakter und auch die von mir bevorzugte schwarze Kleidung machte den Umgang mit meinen Mitmenschen nicht unbedingt leichter. Dass ich mich außerdem von attraktiven Männern statt von Frauen angezogen fühlte, kam als Sahnehäubchen auf den Freakmix oben drauf, auch wenn das die anderen zu dem Zeitpunkt nur vermuten konnten. Dieses Gemisch sorgte tagtäglich für Anfeindungen jeglicher Art, die von verbalen Übergriffen, über Anspucken und Bein stellen, bis hin zu schwerer Prügel reichten. Ich wehrte

¹ Beleidigende, stereotypisierende Bezeichnung für Deutsche, von Sauerkraut abgeleitet, das in den USA als typisch deutsches Nationalgericht angesehen wird.

mich, so gut ich konnte, und ließ mir auch nicht viel bieten, doch meistens war ich kräftemäßig einfach unterlegen.

Was sollte ich auch groß dagegen tun? Allein meine dunklen Wimpern, die mich selbst ohne Kajal immer irgendwie geschminkt aussehen ließen, und meine vollen Lippen, wegen denen ich von den anderen als Fischmaul, Tunte und Ähnlichem betitelt wurde, machten mir ständig Probleme. Manche verzogen ihr Gesicht, öffneten mich nach und übten dabei die ersten Vorreiter des späteren Duckfaces. Wer hätte gedacht, dass das mal Mode wird?

Allerdings gab es auch positive Auswirkungen meiner Gene. Zum Beispiel hatte ich wenig bis gar keine Körperbehaarung, was ich, im Gegensatz zu anderen Jungen, schon damals sehr schätzte. Bei denen spross der Flaum zwar auch noch nicht allzu ergiebig, aber die meisten rasierten sich bereits oder trugen jedes einzelne, neue Sackhaar stolz zur Schau, sobald wir in der Umkleide standen.

Normalerweise hätte ich jeden Morgen, so wie alle, zum Waschen in eines der völlig überfüllten Gemeinschaftsbadezimmer gehen müssen, die es auf jeder Wohntage gab: Zehn Duschen, zehn Waschbecken und zehn Toiletten, abgetrennt durch einfache Holzschwenktüren. Allerdings waren wir, je nach Auslastung, meist zwischen dreißig bis fünfunddreißig Schüler. Das entsprach zwei Klassen pro Jahrgang auf jeder Etage und daher gab es zu den Stoßzeiten immer

Gedränge und Warteschlangen, die ich ungefähr so prickelnd fand, wie rotgelbe Pickel am Arsch.

So, wie ich gerade aussah, wollte ich niemandem über den Weg laufen, bevor ich mich nicht halbwegs zurechtmachen konnte. Ich hatte ja so schon jeden Tag mit dem Spott meiner Mitschüler zu kämpfen, da brauchte ich ihnen nicht auch noch eine Lästervorlage auf dem Silbertablett servieren.

Um zu umgehen, dass ich mich mit den anderen in die Sanitärräume quetschen musste, überlegte ich mir also eine Notlösung. Diese bestand anfangs nur aus einer LKW-Ladung Feuchttücher, doch später verfeinerte ich das Konzept der privaten Zelebrierung meiner recht peniblen Hygiene ohne lästige Zuschauer. Schlau, wie ich war, stellte ich mir eine große Plastikschüssel in mein schwarzlackiertes Eckregal und einen zehn Liter Kanister Wasser ins Fach darüber, den ich mit einem Spiegel garnierte. Ins geräumige Schrankfach kamen Becher, Zahnpasta, Handtücher, Lappen und Duschgel – fertig war meine Waschecke!

Nervigerweise musste ich den Inhalt der Waschschüssel dann jeden Abend heimlich aus dem Fenster kippen und den Tank mithilfe von Wasserflaschen regelmäßig auffüllen, die ich im Waschraum befüllte. Natürlich ersetzte diese Katzenwäsche keine Dusche, doch die nahm ich eh meist mitten in der Nacht, dreimal die Woche, wenn alle schliefen.

Nachdem ich an diesem Morgen schon fast dreißig Minuten vor dem Spiegel verbracht hatte, um meine Haare zu bändigen, klopfte es zaghaft und ich

erkannte den Takt sofort, noch bevor sich ein Kopf durch den Türspalt schob.

»Kestejoo? Bist du aufge- *Heilige Jungfrau Gottes!*«

So lauteten die meisten übersichtlichen Flüche meiner frommen Pflegemutter, Schwester Marian, die gleichzeitig meine damalige *Aufenthaltsbestimmungs-berechtigte* war. Sie lugte unter ihrer Nonnenhaube hervor, wie eine zarte, glubschäugige Schildkröte. Es kotzte mich maximal an, wenn sie einfach ungefragt in mein Zimmer kam und mir selbst beim Fluchen noch ihren penetranten Glauben aufzwingen wollte, gegen den ich seit über zwölf Jahren erfolglos ankämpfte.

»Ja, ich bin wach«, knätschte ich genervt. »Würden Sie jetzt bitte gehen?« Ich hielt mich übrigens für sehr höflich, im Vergleich zu anderen Mitschülern. Aber heute, so im Rückblick, war ich wohl doch nur ein typisch pampiger Teenager.

»Key ... du ... du siehst schon wieder aus, wie ... wie ... einer aus der Addams Family!«

»Nein, die sind weiß und so pomadiert, dass man sie fast schon als aalglatt bezeichnen könnte! Auf jeden Fall sind sie nicht halb so verzottelt wie ich!«

Dass sie die überhaupt kannte, grenzte an ein Wunder, doch sie bezeichnete die bizarren Figuren wiederholt als *gotteslästernd* und *ungeheuerlich*, was im Übrigen generell ihre liebsten deutschen Worte waren. Ich hingegen liebte den ersten Film dieser Reihe, welcher fünf Jahre zuvor erschienen war. Ich glaube, dass Marian die Videokassette irgendwann mal in meinem Zimmer entdeckte und sie heimlich stibitzte, um sie

sich anzusehen. Zwischendurch war sie nämlich einen Monat lang spurlos verschwunden, bevor sie, wie von Geisterhand, wieder in meinem Schrank stand.¹

»Ich dachte, du würdest die neue Zusammenstellung der Klassen endlich dazu nutzen, dich zu etablieren und deinen ... *luziferischen* Kleidungsstil abzulegen! Trag doch mal etwas *Nettes* ... Buntes! Ich habe dir doch zu Weihnachten so schöne Sachen geschenkt!«

»Die ich direkt via Karton-auf-Parkbank-Express der Allgemeinheit gespendet habe, ja!«

Manchmal wusste ich nicht, ob ich sie bemitleiden oder ihr eine klatschen sollte. Aber da sie seit meinem dritten Lebensjahr als etwas so Ähnliches wie meine Mutter fungierte, blieb ich höflich. Auf meine eigentümliche Teenieart. »Schwester Marian, wenn ich je vorhabe, mir einen feschen, grüngelben Karopullunder anzuziehen, werden *Sie* es als Erste erfahren und dürfen mich direkt darin erschießen!«

»Kestejoo!«

»Danke, ich weiß, wie ich heiße!«

»Hör auf mit deinen *suizidalen Witzen* und jetzt hopp! In genau dreißig Minuten beginnt die Begrüßung von Pater Lawrence zum neuen Schuljahr vor dem Haupteingang! Hier ist der Tagesplan! Deine Kopie hast du ja sicher wieder irgendwo verbummelt.« *Schwupps* stopfte sie mir den Wisch ins Gesicht, zog ihren Kopf zurück, schloss lautlos die Tür und ließ mich genervt seufzend allein. Pünktlichkeit war für diese Frau fast noch wichtiger als ihre mantraartigen Gebete, die sie

¹ Also die Videokassette, nicht die Nonne.

jeden Abend inbrünstig am Bett herunter ratterte.

›Statt mir mal ein geschmiertes Brötchen und einen Kakao vorbeizubringen ... Ne, da kriege ich wieder nur laue Predigten zum Frühstück!‹, ärgerte ich mich und beruhigte meinen knurrenden Magen mit einem beherzten Griff in meine Notfall-Kekstüte, während ich den prallgefüllten Plan überflog.

›Acht Uhr Begrüßung in der Aula, acht Uhr dreißig Frühstücksbuffet im Hof. Neun Uhr Vorstellung der Bezugslehrer in den Klassenhaupträumen, siehe unten.‹ Dem folgte eine Liste, auf der unzählige Namen den Tabellenspalten der Jahrgänge zugeordnet waren. Dahinter stand ein Vermerk, in welchem Raum und Stockwerk sich dieser befand. Abschließend präsentierten sich die fakultativen Kurse im Hof, wobei Streberschüler hinter großen Tischen versuchten, mit selbstgebastelten Plakaten und katastrophal designeten Flyern möglichst viele der Neuankömmlinge für sich zu gewinnen.

›Na also, dann kann ich mich ja in Ruhe fertig machen!‹

Das heilige Laberrhabarber des Paters, der gleichzeitig ja leider auch der Direktor unserer Schule war, kannte ich aus den Vorjahren. Da wurde weder eine Anwesenheitsliste geführt, noch erfuhr ich bei dem ausschweifenden Palaver über die Architektur des ehemaligen Klostergebäudes und die Tradition unseres katholischen Internates irgendwas Neues. Also gab es überhaupt keinen Grund, mich in die Menge zu stellen.

Rumpelnde Geräusche auf dem Flur ließen mich aufschrecken. Wahrscheinlich bezogen die Neulinge schon ihre Zimmer, deshalb verschloss ich schnell meine Tür mit dem selbstangebauten Riegel, denn die Schlüssel passten oftmals in mehrere Schlösser.

*›Schön ... Ich muss es einfach hinter mich bringen.
Der erste Tag ist immer der Schlimmste.«*